

Nr. 60. Bromberg, den 14. März 1937

Der Ruf der Heimat

Roman von Artur Brausewetter

(21. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Sowie Professor Hermenau das Haus verlassen hatte, sich Friedrich Vandekamp nach oben zu seiner Frau.

So unhörbar war er auf den Zehenspitzen zu ihr geschlichen, daß sie ihn gar nicht vernommen hatte und über sein plötzliches Erscheinen geradezu erschrak.

„Was hat der Professor denn gesagt?" fragte sie ihn.

Sie meinte es diesmal in bezug auf ihn und die an ihm vorgenommene Untersuchung. Er aber, gewohnt, an sich immer zuletzt zu denken, bezog auch diese Frage nur auf sie und schwieg ... schwieg, so hart es ihm auch ankam, eine lange, peinigende Weile.

Aber er hatte es sich fest vorgenommen, ihr vorläufig nichts zu sagen ... immer aus der Furcht heraus, der Professor könnte sich doch geirrt haben. Oder er hätte das alles nur gesagt, um ihn, dessen Sorge ihm nicht entgangen war, zu beruhigen oder zu trösten, und hätte vielleicht zu Ina ganz anders gesprochen.

„Nun, weshalb antwortest du mir nicht?" fragte Frau Dörthe, bereits ungeduldig geworden. „Es steht vielleicht nicht gut mit mir? Mit uns beiden wohl nicht? Weder mit dir noch mit mir?"

Er sah ihr angsterfülltes Auge auf sich gerichtet, hatte das bedrückende Gefühl, daß er wieder einmal alles verkehrt angefangen, und wollte es nun auf entgegengesetzte Weise gutmachen.

„Was hat der Professor gesagt? Ich muß um eine klare und entschiedene Antwort bitten."

„Daß dein Zustand so bedenklich nicht wäre, wie du und auch ich immer gefürchtet. Ach Dörthe, ich habe in all den letzten Wochen und Monaten ja keine ruhige Stunde mehr gehabt, habe mich Tag und Nacht um dich geängstigt und gehärmt."

„Und dazu, meinst du, hast du jetzt keinen Grund mehr."

„Gott sei Dank, jetzt nicht mehr. Der Professor hält deine unausgesetzte Bettruhe für gefährlich. Er fürchtet, daß du dich zu sehr in dein Leiden vergrübeln könntest, und hat deshalb eine entgegengesetzte Behandlung angeordnet."

„Und worin, wenn ich fragen darf, besteht diese entgegengesetzte Behandlung?"

„Daß du deine Krankenstube verlassen und in den nächsten Tagen zu uns nach unten übersiedeln wirst. Daß man dich auf das sorgsamste pflegen soll, bis du später vielleicht — ach, Dörthe, welch ein großes, ein unaussprechliches Glück!"

Hoch aufgerichtet saß Frau Dörthe. In den blaßgrauen Augen, die sonst in so kühler Ruhe blickten, sprang eine Flamme auf, und die hartgezeichneten Flügel der schmalen Nase zitterten in zorniger Erregung.

„Ich bin nicht schwerkrank? Bin am Ende überhaupt nicht krank? Bin gesund ... völlig gesund! Kann zu euch nach unten ziehen, kann wirtschaften, ins Konzert, vielleicht auch tanzen gehen! Das ist ja das Allerneueste, ist etwas ganz Wunderbares! Und so etwas läßt du dir aufbinden? Dazu muß ein Professor von der Universität im Flugzeug herkommen, dir eine solche Weisheit zu verkünden! So wäre meine ganze Krankheit Einbildung, und ich hätte dir und mir, euch allen nur ein bißchen Theater gemacht? Nein, mein Lieber. Was ihm fehlt, das fühlt und weiß keiner als der Kranke selbst."

Friedrich Vandekamp erschrak bis in sein Innerstes. So zornig und empört hatte er seine Frau noch nie gesehen, hatte sie noch nie mit so lauter, kräftiger Stimme und so höhnenden Worten schelten gehört. Nun war es ihm klar, daß er alles verdorben hatte und daß es nicht mehr gutzumachen war. Aber er wollte auch gar nicht gutmachen. Seine Nachgiebigkeit und zarte Rücksicht ging immer nur bis an eine bestimmte Grenze. War die überschritten oder begegnete man seinen gutgemeinten Worten mit Unverständnis, so erwachte sein männlicher Wille und rüstete sich zum entschlossenen Widerstand.

„Es ist nicht der leiseste Grund für eine so unnötige und zwecklose Aufregung vorhanden", erwiderte er in freundlichem, aber sehr bestimmtem Ton, „und ich bedaure aufrichtig, daß du, anstatt dich mit mir über diese unverhoffte, wundervolle Wendung von ganzem Herzen zu freuen, in so haltlose und ungerechte Vorwürfe dich ergehst. Ich bin überzeugt, daß der Professor, durch dessen Hände Tag für Tag eine große Anzahl aller möglichen Kranken geht, auch hier richtig gesehen und das Richtige verordnet hat. Und da ich ihn nicht vergeblich hergerufen haben möchte, so wirst du dich in seine Wünsche fügen müssen."

Frau Dörthe kannte ihren Mann. Sie wußte, daß er bei aller Güte seines Wesens unbedingt auf dem bestand, was er einmal für Recht erkannt und festgesetzt hatte. Deshalb beschwichtigte sie ihren Groll und lenkte mit weiblicher Klugheit ein:

„So werde ich in ein Bad gehen . . ."

„Der Professor meinte, du könntest später, wenn deine Kräfte einigermaßen wiederhergestellt sind, in die Berge reisen. Oder an die See."

„Wohin ich will! Natürlich! Ich bin ja ganz gesund!"

Friedrich Vandekamp empfand ihre Auflehnung aufs neue mit Schmerzen. Er hatte sich diese Unterredung anders gedacht. Aber er durfte auf dem einmal eingeschlagenen Weg nicht stehen bleiben. Es mußte endlich einmal durchgegriffen und reiner Tisch geschaffen werden . . . in allem!

„Du wirst die Karsten entlassen."

Es war ihm nicht leicht geworden. Lange genug hatte er an den paar Worten gewürgt. Deshalb kamen sie auch anders heraus, als er beabsichtigt hatte. Wie ein Befehl klangen sie.

Das war ihr denn doch zuviel.

„Iduna entlassen? Ich habe wohl nicht recht gehört, nicht wahr . . .?"

„Du hast richtig gehört. Und es muß dabei bleiben."

„Ist es vielleicht auch eine Verordnung deines Professors?"

„Es ist sein Wunsch. Er nannte sie eine fürchterliche Person, die einen Menschen wohl krank, aber niemals gesund machen könnte."

Da brach sich die mühsam zurückgekämpfte Empörung Bahn.

„Ihr seid verrückt geworden, alle miteinander. Die Karsten ist die treueste und zuverlässigste Person, die mir im ganzen Leben begegnet ist. Und ehe ich mich von ihr trenne . . ."

„Ich muß dem Professor leider recht geben", erwiderte er mit unbeirrbarer Ruhe. „Dabei weiß er nicht einmal, welch ein Klatsch mit diesem Weib in unser Haus gekommen ist, wie sie deine arme Mutter bis aufs Blut gepeinigt, jede ihrer bösen Launen an ihr ausgelassen hat."

„Das ist Unsinn."

„Wahrheit ist es. Nur an ihr hat es gelegen, daß dieses unselige Verhältnis zwischen euch entstanden ist. Du bist nie eine schlechte Tochter gewesen . . . niemals. Gewiß, du bist manchmal ein bißchen eifersüchtig gewesen auf ihre Gesundheit und Kraft und daß sie sich viel mehr leisten, ins Kino und Theater gehen konnte, was du dir lange versagen mußtest. Aber nun wird das ja auch wieder alles für dich kommen. Und wenn dieser Drache, der aus jeder in dir aufsteigenden Verbitterung Kapital schlug, jedes kleine Feuer schürte, endlich einmal aus dem Hause sein wird . . ."

„Dann werdet ihr erreicht haben, was ihr wolltet. Dann wird mir der einzige Mensch genommen sein, der nie von meinem Krankenlager wich, in rührender Liebe und Treue zu mir hielt."

Jedes weitere Wort erstickte ein Strom von Tränen, der heiß und unhemmbar aus ihren Augen brach.

Da war es um Friedrich Vandekamp geschehen. Weinen hatte er sie nie sehen können. Unter ihren Tränen schmolz die mühevoll aufgeraffte Energie dahin.

„So nimm doch Vernunft an, mein liebes Herz!"

Und seine große starke Hand tätschelte begütigend und beschwichtigend über ihren tiefgebeugten Kopf. „Du bekommst ja eine viel bessere Pflegerin. Gewiß . . . Anna Katharina bekommst du. Die wird dich bald gesund pflegen. Dann wirst du das Szepter des Hauses, das keiner so gut und sicher führen kann wie du, in deine Hände nehmen. Freust du dich nicht ein bißchen darauf?"

Ein erzwungenes Lächeln antwortete ihm. Dann glitt ihr prüfender Blick über ihn dahin.

„Und du? Was hat der Professor denn bei dir gefunden?"

„Gar nichts."

„Hat er es dir gesagt?"

„Gesagt hat er es gerade nicht. Aber ich habe ihn auch gar nicht weiter gefragt."

Da hob Frau Dörthe das gesunkene Haupt, schüttelte es langsam und unwillig.

„Siehst du jetzt ein, daß ich in meinem Urteil, von dem du leider nichts wissen willst, im Recht bin? Mich, die ich eine arme, durch und durch kranke Frau bin, erklärt er für leicht heilbar. Und bei dir findet er trotz eingehender Untersuchung gar nichts."

„Was soll er finden, wo nichts zu finden ist?"

„Nun, dann habe ich mich umsonst gesorgt. Aber ich hatte mehrere Male, wenn du etwas schnell zu mir hinaufkamst, den Eindruck, als ob dir eine kleine Treppe schon zuviel war."

„Ich bitte dich, liebste Dörthe, das ist eine Einbildung", erwiderte er mit lachender Abwehr. „Vielleicht kam ich müde und erhitzt aus dem Geschäft."

Aber im stillen tat es ihm wohl, daß sie sich so oft um ihn geängstigt hatte. „Nein, ich bin ganz gesund und es ist nicht der geringste Anlaß . . ."

Iduna Karsten, die der Meinung sein mochte, daß das Gespräch, zumal in der erregten Form in der es geführt wurde, lange genug gedauert, trat ein und bat den Herrn zum Essen, das bereits auf ihn wartete.

*

Acht Tage später, an einem sonnendurchleuchteten Morgen des zu Ende gehenden Juli, stieg Frau Dörthe, von ihrem Mann und Ina gestützt, die kleine gewundene Treppe hinunter und ließ sich über die Diele in ihr mit kostbaren Rokokomöbeln ausgestattetes Damenzimmer geleiten, in dem sie früher manchen Besuch empfangen, so manche anregende Plauderstunde bei Kaffee oder Tee abgehalten und das jetzt die ganze lange Zeit ihrer Krankheit hindurch leer und verlassen dagelegen.

Iduna Karsten hatte gegen diese Übersiedlung, auf die sie vorbereitet war, weil sie das Gespräch der beiden Gatten Wort für Wort belauscht hatte, energischen Einspruch erhoben, hatte einen schweren Rückfall, ja, den sicheren Tod ihrer geliebten Herrin aus dieser alles Gewesene und Bewährte umstürzenden Maßregel vorausgesagt. Und da sie wußte, daß ihres Bleibens im Hause am Bergknie nicht länger war, spielte sie mit der ihr stets geläufigen Verschlagenheit das Zuvorkommen, indem sie erklärte, daß sie es nicht übers Herz bekäme, sehenden Auges mitzumachen, was ein wildfremder Professor, der ihre Herrin nicht annähernd kenne wie sie, für diese für richtig befunden, nahm die Ablehnung ihres besorgten Widerspruchs zum willkommenen Vorwand und kündigte.

Sie konnte es mit ruhigem Herzen. Denn von allem, was sie sich im Laufe der Jahre bei Frau Vandekamp zusammengestohlen, hatte sie sich längst ein schmuckes Häuschen auf dem Gehöft ihrer in der Niederung verheirateten Schwester gebaut, in das sie nun zur wohlverdienten" Ruhe einzog.

An ihre Stelle aber trat Anna Katharina und Frau Dörthe erkannte schon in den nächsten Tagen, daß sie keinen schlechten Tausch gemacht, und erblühte unter der neuen, mit liebevollem Frohsinn waltenden und doch ganz zielbewußten Pflege sichtbar auf.

Kaum aber fühlte sie ihre Kräfte sich wieder regen, so erwachte in ihr die Reiselust. Das Kasino-Hotel, mit dem sie früher geliebäugelt, war aufgegeben. In weitere, südlichere Fernen drängte der der Genesung entgegengehende Sinn.

Und zwar mußte es sehr bald geschehen. Möglichst noch in diesen Tagen. Denn Timm und Anna Katharina wollten im Anfang des September heiraten. Da blieb ihr keine lange Zeit mehr. Allein aber wollte sie nicht fahren, und da Anna Katharina auf eine leise Andeutung hin erklärt hatte, daß sie sich von Timm unter keinen Umständen, und wäre es auch nur auf wenige Wochen, trennen würde, so kam sie auf Ina zurück, die auch in früheren Jahren ihre Begleiterin gewesen und mit der sie sich nirgends so gut zusammenfand wie auf der Reise.

So bat sie sie zu sich und entwickelte ihr ihre Pläne, die sie bereits auf das sorgsamste entworfen und durchgearbeitet hatte.

Mit großen erstaunten Augen sah Ina sie an.

Einige Male schon glaubte Frau Dörthe eine rätselhafte Traurigkeit in den Zügen und dem Wesen ihrer Tochter bemerkt zu haben, deren Grund sie jedoch nicht weiter nachgeforscht hatte.

„Ich lasse den Vater nicht allein."

Das war das einzige, was Ina ihr erwiderte.

„Den Vater nicht allein?"

Frau Dörthe verstand sie nicht

Da konnte Ina nicht länger an sich halten.

„Ja, Mutter, siehst du denn nicht, daß der Vater krank ist?"

„Krank? Der Vater? Unser Vater?"

„Ich habe es dir bis heute nicht sagen wollen, weil es nicht in des Vaters Sinne gewesen wäre. Nun aber mußt du es wissen. Der Professor, der dein Leiden lediglich als eine Nervensache ansieht, hat mir eröffnet, daß der Vater schwer, daß er hoffnungslos krank ist."

Ohne die leiseste Regung saß Frau Dörthe, fragte sich wieder und wieder, ob sie recht gehört? Ihr Mann, der ihr eben noch versichert, daß er kerngesund wäre und daß der Professor nicht das geringste an ihm gefunden, ein schwer... ein hoffnungsloser Kranker?

Nein, das war nicht möglich! Nicht auszudenken war es.

„Weiß es der Vater?"

„Er hat keine Ahnung."

„So ist es gut."

„Nein, es ist nicht gut. Er muß es wissen. Einmal, weil er seine Verfügungen wird treffen müssen. Hauptsächlich aber, weil er ganz anders leben, sich vollständige Schonung auferlegen muß. Die Frage ist nur, wer es ihm sagt. Ich dachte, die Erste hierzu wärst du. Auf dich hört er am ehesten."

„Ich werde es versuchen", erwiderte Frau Dörthe.

(Fortsetzung folgt.)

Bedrohen uns die Kurzwellen?

Von Professor Dr. H. Wohlbold-München.

Vor einiger Zeit wurde die Frage aufgeworfen, ob die elektromagnetischen Wellen des Rundfunks, die heute überall die Luft durchkreuzen, schädlich seien. Es wurde dabei die Möglichkeit angedeutet, das Überhandnehmen gewisser Krankheiten sei auf ihren Einfluß zurückzuführen und sie sollten sogar — ähnlich wie das bei Röntgenstrahlen wirklich der Fall ist — die Erbanlagen ungünstig beeinflussen und so vielleicht, wenn auch erst in Jahrhunderten, eine Degeneration der ganzen Menschheit herbeiführen. In Wirklichkeit sind diese kilometerlangen Wellen ganz harmlos, und sie scheinen überhaupt auf den Organismus in keiner Weise einzuwirken. Anders verhält es sich mit den kurzen und ultrakurzen Wellen, also mit elektromagnetischen Wellen von unter hundert beziehungsweise unter zehn Meter Länge. Über ihre physiologische und biologische Wirkung war im einzelnen noch bis vor kurzer Zeit nur sehr wenig bekannt. Aber es mußte immerhin eine solche vorhanden sein. Personen, die im Laboratorium ständig in der Nähe von Kurzwellensendern zu tun hatten, klagten einerseits über allerlei Beschwerden, je nach der Wellenlänge über Unruhe oder Mattigkeit, ziehende Schmerzen in den Gliedern und vor allem im Kopf, und andererseits stellte sich bei allen ein angenehmes Gefühl von Wärme ein. Physiker und vor allem Ärzte haben sich daraufhin eingehender mit der Wirkung kurzer Wellen auf den Organismus beschäftigt. Schliephage und andere konnten auf Grund ihrer Erfahrungen dann eine sehr günstige Wirkung der Kurzwellenbehandlung bei einer Reihe von Krankheiten feststellen.

Je nach der Wellenlänge — es kommen hauptsächlich Wellen zwischen drei und dreißig Meter Länge in Betracht — können Lebensvorgänge entweder angeregt oder abgeschwächt, sogar zum Stillstand gebracht werden. So wird zum Beispiel die Vermehrung von Bakterienkulturen entweder aktiviert oder sie gehen zugrunde. Staphylokokken, Tuberkelbazillen und andere werden im Kondensatorfeld schon nach kurzer Zeit abgetötet. Auch Pflanzen sterben infolge der Einwirkung von Zehnmeterwellen ab, Samen treiben nach der Bestrahlung überhaupt nicht aus, und wenn das ausnahmsweise doch der Fall ist, so wachsen die Keimpflanzen nur sehr langsam und verkümmern allmählich.

Höhere Tiere — Mäuse, Ratten, Meerschweinchen, Hühner — werden durch die Behandlung zuerst lebhaft und munter, sie erscheinen aufgeregt, dann aber sind sie apathisch und träge, und schließlich sterben sie. In manchen Fällen schwellen die Extremitäten an, das Fell wird struppig, die Haare fallen aus und junge bestrahlte Tiere bleiben im Wachstum stark zurück. Es ist im einzelnen Fall unter Umständen nur schwer zu entscheiden, ob es sich um spezifische Wirkungen der Kurzwellen handelt oder ob die biologische Wirkung nur infolge der Erwärmung auftritt. Wellen unter 12 Meter Länge haben allerdings zweifellos auch eine spezifisch elektrische Wirkung. Die Lethargie, welche vor allem bei kleineren Tieren auftritt, ist wohl auf eine Beeinflussung des Nervensystems, des Gehirns, zurückzuführen. So müssen auch wellenspezifische Wirkungen angenommen werden, wenn zum Beispiel, wie Gemelli an der Universität Mailand feststellte, Bestrahlungen gewisser Hirnpartien automatische Arm- und Beinbewegungen auslösen. Von weit größerer Bedeutung als die elektrische ist aber die thermische Wirkung der Kurzwellen, und zwar ganz besonders deshalb, weil sie sich grundsätzlich von der bisher in der Diathermie verwendeten Wärmewirkung der 300 bis 600 Meter langen Wellen unterscheidet. Vor allem kommt den kurzen Wellen eine bedeutende Tiefenwirkung zu. Sie lassen sich in dieser Beziehung nur noch mit den Röntgenstrahlen vergleichen. Die Wärmewirkung kann daher therapeutisch auch für innere Organe nutzbar gemacht werden. Im Gegensatz zu längeren Wellen durchdringen die Kurzwellen auch Knochen und Fettgewebe. Dazu kommt noch, daß im einzelnen die Wirkungsweise der verschiedenen Wellenlängen von der Leitfähigkeit der einzelnen Organe abhängig ist, so daß die Strahlung gleichsam auf ein Organ „eingestellt" werden kann.

Es zeigte sich nämlich bei Versuchen über die Wirkung der ultrakurzen Wellen von weniger als drei Meter Länge auf Lösungen, daß die Erwärmung derselben einerseits von der Wellenlänge, andererseits aber auch von der Konzentration, beziehungsweise von der Leitfähigkeit der Lösung, abhängt. Lösungen von bestimmter Konzentration werden auch von Wellen einer bestimmten Länge maximal erwärmt. Je verdünnter eine Lösung ist, desto längere Wellen sind zu ihrer maximalen Erwärmung notwendig. Werden Flüssigkeiten von verschiedener Dichte in ein Kondensatorfeld gebracht, so erwärmen sie sich trotz der sonst gleichen Bedingungen nicht gleich stark. Stellt man zum Beispiel eine Emulsion einer verdünnten Natronlaugelösung in Paraffinöl her und bestrahlt diese, so entweicht aus ihr der Wasserdampf schon bei 50 bis 60 Grad. Wenn also das Öl durch die Kurzwellen auf 50 bis 60 Grad erwärmt ist, so hat das Wasser schon 100 Grad, die Temperatur seines Siedepunktes, erreicht. Nach Beobachtungen von Kowarschik gerinnt Eiweiß im Wasserbad schon, wenn das Wasser durch die Kurzwellen auf 57 Grad erwärmt ist. Das Eiweiß muß also in diesem Fall 5 Grad wärmer sein als das Wasser, da seine Gerinnung erst bei 62 Grad erfolgt. Die Temperaturunterschiede in verschiedenen gleichzeitig bestrahlten Medien können unter Umständen sehr groß sein. Daher kann man zum Beispiel Fische in einem Gefäß mit kaltem Wasser kochen, ohne daß die Temperatur des Wassers selbst merklich steigt, und man hat sogar schon Fleisch auf Eis gebraten, das dabei nicht geschmolzen ist.

Gerade die verschieden starke Erwärmung von Lösungen durch Kurzwellen ist praktisch insofern von Bedeutung, als die Körperflüssigkeiten Elektrolyte von verschiedener Konzentration und Leitfähigkeit sind. Sie werden daher im Kondensatorenfeld auch verschieden stark erwärmt. Blutkörperchen erwärmen sich also zum Beispiel anders als das Serum. So können auch die einzelnen Gewebe ungleichmäßig erwärmt werden. Im Feld der Dreimeterwellen erhitzen sich zum Beispiel Knochen und Leber am stärksten, Haut und Muskeln viel weniger. Bakterien können unabhängig von dem Gewebe, das von ihnen befallen ist, beeinflußt werden. Abgesehen von der lokalisierten Wirkung kann durch die Bestrahlung aber außerdem die Körpertemperatur im ganzen bis zu 5 Grad über die Norm gesteigert werden. Der Arzt hat es also in der Hand, künstlich Fiebertemperaturen hervorzurufen. Das Fieber besteht nur so lange, als die Kurzwellen auf den Patienten einwirken, und er empfindet dabei nichts anderes als eine Wärmezunahme. Man hat bisher Paralytiker mit Malaria infiziert, um das heilende Fieber zu erzeugen. Die Kurzwellenbehandlung unterscheidet sich für den Patienten sehr vorteilhaft von dieser Methode.

Schliephake hat — von der Allgemeinwirkung abgesehen — bei einer Reihe von Erkrankungen sehr günstige örtliche Wirkungen erzielt. Er behandelte tuberkulöse Erkrankungen, Lungenabszesse usw. mit Erfolg und brachte Furunkel und Karbunkel, Zahngeschwüre, Kiefereiterungen und Stirnhöhlenkatarrhe in kurzer Zeit zur Heilung.

Mal die andere Seite!

Heitere Erinnerung an Heinrich Lersch.

Von **Otto Walther Hartenfels**-Neuwied.

Seine Gedichte kannte ich lange schon, ihm selbst aber begegnete ich erst wenige Wochen vor seinem Tode.

In einem kleinen rheinischen Dorf las er aus eigenen Werken, und ich hatte den Auftrag, über den Verlauf dieser Dichterlesung meiner Zeitung Bericht zu erstatten. An jenem Abend sah ich ihn zum ersten Mal. Die lebendige Art seines Vortrags begeisterte, und meine Besprechung war eine Kundgebung für den Dichter und Arbeiter Heinrich Lersch.

Auch für den Arbeiter Lersch, der sich dort im Kreise seiner Verehrer und Arbeitskameraden natürlich und ungezwungen gab, dem Dirigenten eines mitwirkenden Gesangvereins für die hervorragende Wiedergabe des Liedes vom blühenden Hammer begeistert auf die Schulter klopfte, nach Schluß der Veranstaltung im qualmdurchsetzten Bierlokal die Kameraden von der Werkbank an seinen Tisch holte. Mit lustigen Worten,

die bei seiner rheinischen Aussprache viel Heiterkeit erregten, so daß sie schließlich dem fröhlich-heiteren Hein Lersch zutranken, wie er es wollte.

Ein zweites Mal sah ich ihn etwa sechs Wochen vor seinem Tode in Remagen am Rhein, unweit seiner Wahlheimat an der Ahr. An einem Sonntag war es. Nach einer wundervollen Dampferfahrt hatte ich in Remagen die hochgelegene Apollinariskirche besichtigt und flüchtete nun vor der brütenden Hitze, die in den engen Straßen des Städtchens noch drückender spürbar wurde, an den Strom.

Remagens Rheinseite hat das Gepräge weltbekannter Ausflugsorte; Hotels, Kaffeehäuser, Trinkhallen, Andenkenbuden, Autoparkplätze — und zwischen allem eine genießerische, froh gestimmte Menge. Die Terrassen aller Hotels waren voll von schwatzenden, lachenden Menschen . . .

„Da kommt Heinrich Lersch." Sein Name fliegt von Tisch zu Tisch. „Lersch? Wo, wo?" Wer ihn noch nicht kannte, will ihn jetzt sehen . . . unauffällig natürlich, so ganz nebenbei mal einen Blick riskieren . . . und da viele denselben Gedanken haben, starren alle Augen auf die Rheinpromenade. Und der Dichter — es ist wirklich Heinrich Lersch mit seiner Frau und seinem kleinen Töchterchen — fühlt, wie ihm alles nachschaut, wie sich die Köpfe recken.

Ein verschmitztes Lächeln macht sein Gesicht noch faltenreicher.

Ein langer Wandertag liegt hinter ihm. Das eigenwillig-ungebärdige Haar klebt verschwitzt auf der Stirn, der Rock liegt über der rechten Schulter, und zwischen den Hosenträgern schaut seines Kindes Pullover hervor. So stapft der Dichter über die Promenade, grüßt freundlich alle Menschen, die ihm zurufen . . . er schüttelt ausgestreckte Hände — er lacht —.

Aus der Freude an dem schönen Tag? Ist ihm der Ahrburgunder in den Kopf gestiegen? Hat froh genossener Rheinwein einen Zustand des Beschwipstseins hervorgerufen? Eins steht fest: Sollte jemand behaupten, der Dichter sei angeheitert, er wird kaum Widerspruch erhalten. Bei der Dampferanlegebrücke bleibt Lersch stehen, liest aufmerksam im Fahrplan nach, spricht mit seiner Frau, schaut wieder in den Plan tritt schließlich zur Seite, um sich bei einem Schiffsmann eine Auskunft zu holen. Beide, Hein Lersch und der Schiffer, schauen zusammen in ein Buch, und während der Schiffer spricht, kratzt sich Hein Lersch nachdrücklich und hingebungsvoll mit der linken Hand über den Corpus, der den Terrassenbesuchern zugewendet ist, die immer noch zu ihm herüber starren. Alle Menschen in der näheren und weiteren Umgebung sehen Lerschs drastische Bewegung; einen Augenblick liegt über allen das große Schweigen — einen Atemzug lang. Dann aber schallt es über die Remagener Promenade, jeder macht den Nachbarn aufmerksam und . . . immer lauter wird gelacht. Über Heinrich Lersch wird gelacht!

Nur Hein selbst — der lacht nicht. Er hört natürlich den Lärm hält im Reiben inne, und dreht sich langsam und ernst zur Terrasse. Warum lachen die Leute? Die Hand aber bleibt dabei an der Kehrseite. Lersch sieht sich von tausend Augen durchbohrt. Alles schaut auf ihn . . . er scheint zu ahnen.

Jetzt das Gesicht von Hein Lersch zu beobachten, ist ein Genuß. Mit unnachahmlicher Geste läßt Hein die Hand fallen; seine Miene will sagen: „Ihr lacht über mich? Ist ja lächerlich!" Nicht einen Augenblick scheint er verlegen. Der vollkommene Ernst in seinem Gesicht, betonte Gleichgültigkeit gegenüber jenen gut angezogenen, vornehm scheinenden Menschen auf den Terrassen, dies alles ist so köstlich und unerwartet und läßt erneutes Lachen aufklingen. Keiner nimmt ihm seine Verachtung übel. Das Lachen ist die Feststellung: unser Hein Lersch darf das, der darf uns ruhig seine Kehrseite zeigen, ja, bei Hein Lersch muß man alles erwarten, auf alles gefaßt sein.

Lersch aber hat sich schon wieder umgewendet. Sein Gespräch mit dem Schiffer endet mit einem kräftigen Händedruck; wieder geht er wenige Schritte vor seiner Familie her.

So verläßt er Remagen, rheinaufwärts seinem Wohnort zu. Der Rauch seiner Zigarre blaut noch im Sonnenschein. Ab und zu bleibt er stehen, schaut sich um, schüttelt den Kopf, und lacht und geht weiter.

In Remagen aber gab es an diesem Nachmittag in allen Hotels, auf der Promenade und in den Kaffeehäusern nur noch ein Gesprächsthema: Hein Lerschs andere Seite.

Märzschnee.

Märzschnee
Macht nicht mehr bange,
Lange
Glüht schon der Güldenklee.

Lange
Locken Amseln über den Dächern,
Festlich im Gesange
Blüht Sonne in Krokusbechern.

Gib mir die Hand!
Wir dürfen wieder schreiten.
Sand
Sind alle Verdrießlichkeiten.

Ludwig Bäte.



Bunte Chronik



Im Examen.

Der englische Mediziner Abernethy fragte einst einen Kandidaten: „Was würden Sie tun, wenn bei einer Pulverexplosion ein Soldat in die Luft geflogen wäre?" Der Gefragte fühlte sich anscheinend recht sicher, denn er antwortete schnippisch: „Warten, bis er wieder heruntergekommen wäre." Die kecken Worte versetzten Abernethy in begreifliche Wut, und er schrie: „Und wenn ich Ihnen nun für diese Antwort einen Tritt ad posteriora gäbe, welche Muskeln kämen dann in Bewegung?" Unerschüttert kam es zurück: „Die Muskeln meiner rechten Hand."

Ausbrechende Viehherde unter den Jahrmarktbesuchern.

Auf dem Viehmarkt von Niort wurden 200 Rinder, die zu je zwei aneinandergebunden waren, aber frei umherstanden, durch ein hereinbrechendes Gewitter unruhig und rannten erschreckt auf das Jahrmarktsgelände. Etwa 50 Personen, meist Frauen und Kinder, wurden niedergetrampelt. Nur mit vieler Mühe gelang es, die Tiere wieder zu beruhigen. 30 Personen sind verletzt worden, davon 8 schwer.



Lustige Ecke



Der Lastträger, der sich zu helfen wußte.



„Ja, ich hab' leider eine Beule am Kopf bekommen!"

*

Faul, Faul!

„Gestern", sagt Müller, „habe ich ein interessantes Buch gesehen: Napoleons Tod nach einem Stich von Daumier."

„Komisch", meint Petermann, „ich hab gar nicht gewußt, daß Napoleon erstochen worden ist."

Verantwortlicher Redakteur: i. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.